

BENNE SCHRÖDER



In der
Liebe
ist die
Hölle
los



Roman

.digital

LYX



Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

Epilog

Nachwort

Der Autor

Impressum

BENNE SCHRÖDER

In der Liebe
ist die Hölle los

Roman



Zu diesem Buch

Die Familie Morgenstern besitzt die teuersten Häuser, fährt die schnellsten Autos, trägt die extravagantesten Kleider - und trotzdem will Catalea Morgenstern nur eins: nicht dazugehören und ein ganz normales Leben führen. Leider unmöglich, denn ihr Vater ist der Teufel und die Hölle seine Firma. Und das Geschäft boomt in Zeiten von Katastrophen und Wirtschaftskrisen, sodass ihr Vater im Wettstreit der sieben Häuser um den Vorsitz in der Unterwelt jede Unterstützung braucht. Als Cataleas Beziehung zu ihrem Freund wegen ihrer Geheimniskrämerei ein mehr als tragisches Ende nimmt, weiß auch sie, dass es so nicht weitergehen kann. Ohne Job, ohne Mann und ohne Hoffnung auf Glück in der irdischen Welt bleibt ihr nichts Anderes übrig, als in das florierende Familienunternehmen einzusteigen. Doch schon bei ihrem ersten Auftrag geht alles schief: Der Erbe eines der konkurrierenden Höllenhäuser wird vor ihren Augen ermordet und Catalea als Tatverdächtige festgenommen. Augenblicklich ist die halbe Hölle hinter ihr her. Ihre einzige Rettung: der teuflisch gut aussehende Totenanwalt Timur Vargas, den die Dunkelheit umgibt wie keinen Zweiten. Gemeinsam gelingt ihnen die Flucht, doch sie geraten zwischen die Fronten eines schrecklichen Machtkampfes, bei dem weit mehr als Cataleas Leben in Gefahr gerät ...

Für Andreas

1

Der Cappuccino schmeckte wie ein Cappuccino nun einmal schmeckte, wenn er aus abgestandenem Filterkaffee und Milchschaum, der wie billiger Styropor aussah, zusammengebastelt worden war. Daran änderten auch das andauernde Umrühren und die mittlerweile drei Tütchen Zucker nicht mehr viel. Vielleicht hätte ein ordentlicher Schuss Alkohol geholfen, aber dann hätte ich mich nicht länger so gut zusammenreißen können.

Einmal abgesehen von der miserablen Kaffeequalität war dieser Abend ohnehin nicht gerade das, was ich mir unter einem romantischen Abendessen vorgestellt hatte. Wieder einmal klafften Wunschdenken und Realität weit auseinander.

Jan hatte sich mit mir treffen wollen. Jan, der Typ, von dem ich ehrlich sagen konnte, dass er der erste Mann war, mit dem ich eine echte Beziehung gehabt hatte, mit dem ich also länger als drei Dates zusammen gewesen war, der mich so genommen hatte, wie ich war, mit allen Ecken und Kanten – und das waren zugegebenermaßen verdammt kantige Kanten.

Aber genau hier lag ja auch schon das eigentliche Problem: nicht bei den Kanten, sondern dass ich mit ihm zusammen *gewesen war* – *Vergangenheit*. Gesagt hatte Jan zwar, dass er die Probleme in unserer Beziehung aus dem Weg schaffen wolle, tatsächlich wollte er aber wohl eher mich aus dem Weg schaffen.

»Ich mag dich wirklich, aber ist dir eigentlich klar, was in den letzten Monaten mit mir passiert ist?«, fragte er um Fassung bemüht und strich sich die braunen Haare aus der Stirn. Er sah mich unverwandt an, mit diesen wundervollen

dunklen Augen, in die ich mich verliebt hatte. Jan war anders als die belanglosen Typen, die ich bisher immer getroffen hatte. Er war kein gewöhnlicher Mann, und manchmal glaubte ich sogar, dass er mit diesen außergewöhnlichen Augen hinter die Wand blicken konnte, die ich um mich herum errichtet hatte und die niemals verschwinden würde.

Außerdem sah er einfach viel zu fantastisch aus. Er war viel zu groß, viel zu gut gebaut und hatte viel zu schöne Augen – und der Sex war einfach sagenhaft.

Natürlich wusste ich, was er in den letzten Wochen durchgemacht hatte. Es war einfach nur das passiert, was immer mit Männern passierte, die mir zu nahe kamen. Meine Familie hatte sich eingemischt, hatte deutlich gemacht, dass sie unzufrieden mit meiner Partnerwahl war und dass diese Beziehung gefälligst zu enden hatte. Und trotzdem war ich mit dem festen Vorsatz hergekommen, ein Ende dieses Mal nicht einfach so hinzunehmen.

»Ich weiß, dass das alles nicht leicht ist, aber ...« Weiter kam ich erst gar nicht, weil Jan mir wieder ins Wort fiel, und dieses Mal schien er die Fassung an den Zorn verloren zu haben.

»Nicht leicht? Kapierst du eigentlich, dass dieser Typ mir damit gedroht hat, mich umzubringen?!«

Ich seufzte innerlich. Manchmal schoss Augusto ein winziges bisschen übers Ziel hinaus. Er hatte sicher nicht wirklich versucht Jan umzubringen, sondern höchstens damit gedroht, und das war bei ihm schon ein gewaltiger Unterschied. Wenn Augusto tatsächlich kurzen Prozess machen wollte, schnippte er nur mit dem Finger, und wenn er Spaß an der Sache hatte, griff er tief in die Trickkiste der Grausamkeiten, über die ich lieber nicht nachdenken wollte. Aber eine einfache Warnung war wirklich nichts, worüber man sich ernsthaft Gedanken machen müsste – zumindest dann nicht, wenn man wusste, wer Augusto war.

»Also weißt du ...« Ok, ich musste mir meine Wortwahl genau überlegen. »Ich glaube nicht, dass er wirklich etwas getan hätte, er wäre nur ...« Wieder das gleiche Spiel – Jan unterbrach mich schneller, als ich meinen Gedanken überhaupt zu Ende bringen konnte. Das war wirklich ziemlich anstrengend.

»Er hat gesagt, dass er mir erst meine Eier und dann meinen Kopf abschneiden würde. Und er hatte ein ziemlich langes Messer dabei! Ein verdammtes Messer? In meiner Wohnung, im Schlafzimmer, als ich nach Hause kam.« Jetzt brüllte er sogar. Mittlerweile drehten sich einige der anderen Gäste zu uns um.

Ich musterte eine Gruppe reicher Kids, die sich eine Flasche Chardonnay nach der anderen kommen ließen und sich offensichtlich alle mit Chanel N° 5 eingenebelt hatten. Eine von ihnen trug eine pinke und mit Nieten besetzte Uniformjacke in Camouflageoptik, die sie mit einem ledernen Minirock kombiniert hatte – das hätte nicht einmal Lady Gaga angezogen. Abgesehen davon hätte ich in diesem Moment absolut alles für ein Glas Chardonnay getan.

»Was ist mit deiner Familie eigentlich los?!« Ich riss mich von der Clueless-Clique los und konzentrierte mich wieder auf Jans aufgebrachtes, aber immer noch atemberaubend schönes Gesicht.

Seine Frage brachte uns zurück zum Kern des Problems: Das Problem war mein Leben, das Leben, das durch und durch von meiner Familie bestimmt wurde. Ein goldener Käfig wäre noch das kleinste Übel gewesen, aber meine Familie hatte noch mehr in die Vollen gelangt und eine goldene Burg um mich herumgebaut – nur eben nicht aus Gold.

»Ist das irgendeine kranke Mafiascheiße?«, fragte er, und ich konnte sehen, wie seine Lider zuckten. Eigentlich war es kein Zorn, keine Wut, kein Hass – es war die pure Verunsicherung, die sich in ihm breitmachte. Er wusste

nicht, woran er war, und ich würde das auch nicht ändern können.

Mit der Mafia lag er schließlich gar nicht so falsch. Die Tatsache, dass die Mitglieder meiner Familie ausschließlich in den teuersten Gegenden der Welt wohnten, die schnellsten Autos fuhren und die edelsten Kleider trugen – und das alles, ohne jemals einen Job gehabt zu haben –, war sicherlich ein Indiz dafür, dass bei uns irgendetwas nicht in ganz geregelten Bahnen verlief.

»Jan, hör zu ...« Ich versuchte es mit Vernunft. »Ich kann dir wirklich nicht erklären, was ...«

»Ich habe eine andere kennengelernt.«

Die Unsicherheit war verflogen, und er sah mich aus kalten Augen an. Die Erkenntnis brauchte eine ganze Weile, um sich in mein Bewusstsein vorzukämpfen. Natürlich hatte ich ihn gleich verstanden, aber nicht begriffen, was das bedeutete.

»Hör zu, Catalea. Ich habe die Zeit mit dir wirklich sehr genossen, aber im letzten Monat hast du es mir alles andere als leicht gemacht. Ehrlich gesagt war es sogar echt schlimm. Letzte Woche habe ich dann Laura bei dem Workshop in Bonn kennengelernt.«

Ich antwortete nicht, starrte ihn nur an. Im Gegensatz zu meinem Freund – sorry, Exfreund – war ich hierhergekommen, um unsere Beziehung zu kitten. Jan hingegen hatte das alles nur inszeniert, um mit mir Schluss zu machen. Er demütigte mich gerade in aller Öffentlichkeit und führte mich vor.

»Laura ...«, sagte ich langsam. Jan griff über den Tisch nach meinen Händen.

»Catalea, es tut mir ehrlich leid, aber du musst verstehen, dass ich so nicht weitermachen kann. Ich habe dich sicher nicht betrogen, deshalb beende ich das hier jetzt, bevor ich mit Laura weitergehe. Ich wünsche dir wirklich, dass du glücklich wirst.«

Ich entriss ihm meine Hände.

In diesem Moment fragte ich mich, ob er anders reagiert hätte, wenn er gewusst hätte, mit wem er es zu tun hatte, mit wem er hier gerade Schluss machte. Ich konnte es ihm nicht vorwerfen, immerhin hatte ich ihn ja selbst im Dunkeln gelassen – jetzt stellte sich heraus, dass das wohl auch besser so gewesen war. Wieder einmal hatte mein Bruder mit seinen Warnungen recht behalten, und dafür hasste ich ihn in diesem Augenblick noch ein bisschen mehr.

»Verswinde.« Mehr brachte ich zwischen meinen zusammengebissenen Zähnen nicht heraus. Ich fand es erstaunlich, dass ich mehr oder minder gefasst klang, wenn man bedachte, wie sehr es in mir brodelte.

Jan sah mich einen langen Moment an, dann seufzte er resigniert, zahlte die Rechnung und blieb noch für einige Sekunden an unserem Tisch stehen, nachdem er sich erhoben hatte. Ich sah nicht auf, sondern richtete meinen Blick stur geradeaus.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte er.

»Ja, mir auch.«

Andere Frauen hätten wahrscheinlich schon jetzt Tränen in den Augen gehabt, aber mein Vater hatte mir einmal eindrucksvoll demonstriert, dass Tränen meines Standes nicht würdig waren. Damals war ich vielleicht sechs oder sieben Jahre alt gewesen, genau wusste ich das nicht mehr, und er noch hin und wieder ein Teil meines Lebens. Ich hatte geweint, weil ich hingefallen und mit aufgeschürften Knien zurück nach Hause gekommen war. Er hatte mich nur eine Weile angestarrt, mich dann am Kragen gepackt und mir eine Handvoll Ohrfeigen verpasst.

»Tränen sind nur ein Zeichen von Schwäche, und Schwäche ist der Untergang deiner Familie«, hatte er gesagt und war gegangen. Er hatte mich mit dieser Aussage alleingelassen, und ich konnte ihre Bedeutung damals noch gar nicht verstehen. Heute wusste ich, dass eine Schwäche ihn tatsächlich zu Fall bringen könnte, aber

ich hatte damit wenig zu tun. Ich war ihm mittlerweile nur noch eine Last, für die er allerdings selbst verantwortlich war.

Ich stand auf, zog meinen Mantel über und verließ das Restaurant. Der Trubel der bunten Aachener Straße umfing mich sofort, aber trotzdem fanden meine Blicke Jans Hinterkopf innerhalb weniger Sekunden. Er bahnte sich seinen Weg durch die vielen Menschen, durch Tische und Stühle, die vor Restaurants und Bars standen, und ich folgte ihm, hinein in die Seitenstraßen des Viertels.

Als er gerade vom Bordstein trat und eine der schmalen Straßen überqueren wollte, rief ich seinen Namen, obwohl ich genau wusste, welche Kettenreaktion das in Gang setzen würde. Ich tat es im Bewusstsein der Konsequenzen und genoss es.

»Jan ...« Ich stand mindestens fünfzig Meter von ihm entfernt, sah aber dennoch, wie er innehielt und sich langsam zu mir umdrehte. In seinen Augen lag Unverständnis, in meinen Gewissheit.

Als der Lieferwagen in der nächsten Sekunde für die schmalen Straßen viel zu schnell heranrauschte, hörte ich zunächst nur das Quietschen der Bremsen. Dann folgte der Aufprall des Körpers auf Blech und schließlich das Bersten der Windschutzscheibe. Das Brechen von Knochen war ein unverwechselbares Geräusch, das man niemals vergaß, wenn man es einmal gehört hatte – jetzt ging es allerdings in dem allgemeinen Dröhnen des Unfalls unter.

Kaum dass der Fahrer gebremst hatte, sprang er schreiend aus dem Wagen, hielt sich beide Hände an den Kopf und starrte auf das viele Blut und den leblosen Körper, der gekrümmt auf dem Boden lag.

Ich beobachtete die Szene noch einen Augenblick, dann drehte ich mich unbeeindruckt um und ging mit einem Lächeln auf den Lippen zurück in das Kneipenviertel – in der Gewissheit, dass ich Jan eines Tages auf der anderen Seite wiedersehen würde.

2

Kapitel 1 - Neuanfang

Bitte haben Sie keine Angst. Eine repräsentative Erhebung hat ergeben, dass 94 % aller Menschen in Ihrer Situation Angst haben. Dazu besteht jedoch keinerlei Veranlassung. Sie haben soeben Ihre Augen geöffnet und dieses Buch gefunden. Es gehört von nun an Ihnen. Eine repräsentative Erhebung hat ergeben, dass 82 % aller Menschen in Ihrer Situation ein solches Buch hilfreich finden. Bitte beachten Sie, dass bei Verlust dieses Buches eine erneute Schutzgebühr fällig wird.

Sie sind in das Dunkel eingegangen, Ihre Seele hat Ihren vadamantischen Körper und das Diesseits verlassen und wurde von einem Todeshändler des Hauses (Name des Hauses bitte einfügen) in das Jenseits transferiert. Dieser Seelenhandel hat Ihre Erdgebundenheit automatisch aufgelöst, weshalb Sie nun den Weg in diese Welt gefunden haben und von allen irdischen Pflichten entbunden sind. Einsprüche gegen eine etwaige Fehltransferierung können nach Ablauf der siebentägigen Erstaufnahmezeit beim Haus (Name des Hauses bitte einfügen) eingereicht werden. Ein Register aller Totenanwälte ist beim entsprechenden Haus zu erfragen. Weitere Informationen dazu, Kontaktadressen sowie ausführliche Wegbeschreibungen sind Kapitel 13.6 »Einspruch und Berufung« zu entnehmen. Fragen Sie auch nach unseren neuen Audioguides.

Bitte informieren Sie sich nun über alle weiteren Abläufe in Ihrer Erstaufnahmezeit.

Sollten Sie einer heidnischen Erdreligion angehören, lesen Sie bitte hier weiter. Buddhisten, Hinduisten und andere asiatisch geprägte Religionsströmungen finden den Folgetext in den Unterpunkten ab Kapitel 2. Muslime blättern direkt zu Kapitel 3, und alle christlichen Strömungen orientieren sich in Kapitel 4 bei den jeweiligen Unterpunkten. Radikal evangelische Freikirchen warten bitte auf den Totenarbeiter.

Kapitel 4.1 - Katholizismus

Lieber Katholik, bitte erschrecken Sie nicht. Eine repräsentative Erhebung hat ergeben, dass 89 % aller Menschen in Ihrer Situation bei den folgenden Informationen erschrecken. Sie befinden sich im Dunkel - in Ihrem Fall auch als »die Hölle« bekannt. Nach dem letzten ganzheitlichen Relaunch sind klassische Höllenqualen zwar weiter möglich, aber nicht verpflichtend. Das Dunkel passt sich dem aktuell gültigen Lebensstandard des Erdkreises an. (Weitere Informationen zum Dasein im Dunkel entnehmen Sie bitte der beiliegenden und attraktiv bebilderten Sonderbroschüre.)

Nach dem postparadiesischen Kreationisten-Abkommen von 4920 v. Chr. haben Sie sich nicht für das Licht qualifiziert und entsprechend Ihrer Taten einen Platz im Dunkel zugewiesen bekommen. Ihr Status errechnet sich anhand der von Ihnen begangenen Sünden nach § 7645 Abs. 13.9 Altes Testament/Bibel. Eine vollständige Auflistung können Sie beim Sündenportal einsehen oder durch Ihren Totenarbeiter beantragen.

Nach Ihrem Tod (17.21 Uhr, Rüttenscheiderstr. 12 in Essen - Torstadt: Köln) wurden Sie von einem Ihnen zugewiesenen Todeshändler ordnungsgemäß transferiert. Ihre Seele ist vollständig eingetroffen. Entsprechend Ihres irdischen Glaubens wurde eine Seelenausrichtung vorgenommen: Sie befinden sich nun im katholischen Teil

des Dunkels, in dem die Gegebenheiten den Vorstellungen Ihrer vadamantischen Religion angepasst wurden.

Bevor Sie sich den weiteren Detailerklärungen widmen, blättern Sie nun bitte zur letzten Seite. Dort finden Sie die Kontaktdaten Ihres persönlichen Totenarbeiters, der Ihnen in den nächsten Tagen zur Seite stehen wird. Eine repräsentative Erhebung hat ergeben, dass 100 % aller Menschen, die diesen Abschnitt gelesen haben, eine fachkundige Ansprechperson wünschen.

...

*Aus: Ratgeber für die Toten. 783. Auflage
Verlag der Finsternis*

Das Haus lag im äußersten Süden der Stadt, eingebettet in eine prachtvolle Parkanlage mit uralten Eichen, die dort wahrscheinlich länger standen, als es die Stadt gab. Umgeben von einem hohen schmiedeeisernen Zaun und rund um die Uhr von Sicherheitspersonal bewacht, machte man es Gästen nicht gerade leicht, das Anwesen zu betreten. Selbst ich musste vor dem Tor warten und starrte nun in das rot blinkende Kameraauge hoch oben auf der Zaunkrone.

»Und Sie haben Ihren Passierschein wirklich nicht dabei?«, fragte einer der Wachen zum mittlerweile dritten Mal. Sein schwarzer Anzug war nicht irgendein Modell von der Stange, sondern eines, für das ein ganz normaler Mensch einen Monat arbeiten ging.

»Nein, verdammt.« Ich versuchte wirklich, ruhig zu bleiben, allerdings fiel mir das mittlerweile mehr als schwer. »Ich komme jeden Tag. Absolut jeden Tag, sieben Tage die Woche. Sie kennen mich doch. Ich habe meinen Passierschein nicht dabei. Wo ist das Problem? Warum brauche ich überhaupt einen Passierschein?«

Am Ende hatte ich zugegebenermaßen schon erheblich aufgebracht geklungen, als ich es beabsichtigt hatte. Das passierte mir in letzter Zeit leider immer häufiger, und ich

möchte an dieser Stelle erwähnen, dass die Schuld daran nicht einmal im Ansatz bei mir lag. Seit ich Tag für Tag das Haus aufsuchen musste, hatte ich mich immer mehr dem hingegeben, was ich war, aber nicht sein wollte. Neue Aufträge wurden unglücklicherweise nur hier ausgegeben, sodass es zwingend erforderlich war, vor Ort aufzuschlagen und sich mit meinesgleichen auszutauschen. Aber dazu später mehr.

»Sie müssen das verstehen. Unsere Sicherheitsrichtlinien sehen in diesem Fall eine persönliche Freigabe des Verwalters vor.«

Noch immer durchbohrte mich die Überwachungskamera mit ihrem roten Licht und blinkte mich aggressiv an. Der Verwalter war eine Ausgeburt der Hölle, die an Arroganz und Inkompetenz nicht zu übertreffen war. Er war einfach ein Arsch.

»Und wie lange will der Verwalter mich noch anstarren, bis Sie das Tor öffnen?«, fragte ich und deutete mit einem übertrieben breiten Lächeln auf die Kamera.

In dem Augenblick, als ich darüber nachdachte, wie ich möglichst beiläufig meinen Vater ins Spiel bringen konnte, erklang ein metallisches Klacken, die Riegel lösten sich, und das schwere Tor glitt mit einem lauten Ächzen zur Seite – gerade noch mal Glück gehabt.

Die meisten anderen Gäste des Hauses kamen standesgemäß in eleganten Luxuskarossen und fuhren die Anhöhe bis zum Vorplatz hinauf. Ich allerdings war mit der U-Bahn bis zur Endhaltestelle gefahren und lief die Einfahrt deshalb zu Fuß hinauf – ebenfalls standesgemäß. Leider blieben meine Absätze alle paar Meter in irgendwelchen Löchern und Unebenheiten stecken, und ich dachte darüber nach, irgendwann doch den Limousinenservice in Anspruch zu nehmen. Wahrscheinlich gab es keine andere Frau auf der Welt, die hochhackige Schuhe so sehr hasste wie ich. Es war ziemlich paradox, denn natürlich fand ich schöne Pumps ganz wunderbar,

allerdings nur bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich sie anzog. Dann schaltete sich augenblicklich mein Verstand ein und meldete die schmerzhafteste Verstümmelung meiner Füße.

Sobald ich das Anwesen betreten hatte, schloss sich das Tor hinter mir und schottete das Gelände wieder von der Außenwelt ab. Der Verwalter legte nicht nur viel Wert auf Sicherheit, sondern auch auf absolute Diskretion im Hinblick auf die vadamantische Welt vor dem Zaun. Niemand wusste, was hier Tag für Tag und Nacht für Nacht geschah, und das sollte auch so bleiben, dafür wurde gesorgt.

Mia, meine jüngere Schwester, hatte mir erst vor Kurzem unter Lachtränen erzählt, einige Leute in der Nachbarschaft glaubten, dass sich im Haus ein exklusiver Swingerklub befände und wir deshalb ein solches Geheimnis daraus machten, was sich hinter den dicken Mauern des Hauses abspielte. In gewisser Weise hatten sie ja auch recht: Es wurde häufig ziemlich schmutzig und manchmal auch sehr eklig, aber ein Swingerklub war es nun nicht, der mich beinahe jede Nacht herzog.

Das Haus selbst war ein aus mittlerweile dunkel gewordenen Sandsteinen kunstvoll erbautes Anwesen mit einem Mittelschiff, dessen Vordach von acht gewaltigen Säulen getragen wurde, und zwei lang gestreckten klassizistischen Seitenflügeln. Es wirkte wahnsinnig nobel und elegant mit seinen pompösen Erkern und Giebeln, die man in der Renaissance einfach an das Haus angebaut hatte, um eine noch protzigere Wirkung zu erzielen.

Auf dem geschotterten Vorplatz reihten sich Sportwagen an Sportwagen, Edelcoupé an Edelcoupé und Limousine an Limousine. Dazwischen standen mannshohe Eisenschalen mit glühenden Kohlen, die den Platz in ein unheimliches Licht tauchten. Es sah aus, als wäre ich auf dem Schlossvorplatz irgendeines stinkreichen arabischen Scheichs gelandet, die ja dafür bekannt waren, ihr gesamtes Geld zu verprassen, ähnlich wie die Leute, die

hier ein und aus gingen – mit Ausnahme von meiner Person natürlich.

Das Vordach des Haupttraktes war zu beiden Seiten von einem schweren Vorhang aus Samt, der in Leder eingefasst war, versehen und machte es so verdammt schwer, einen Blick in das Innere des Gebäudes zu werfen, denn abgesehen von der gläsernen Eingangstür gab es nicht ein einziges Fenster im gesamten Gebäude. Anstelle der Fenster waren goldene Rahmen in die Fassade eingelassen, die prunkvolle Wandmalereien umschlossen. Ich musste es ja zugeben, das Haus war wirklich ziemlich schön, nur, dass ich es eben dennoch einfach nicht ausstehen konnte.

Als ich die Stufen zum Eingang erreichte, schüttelte ich noch einmal mein widerspenstiges Haar zurecht und stieg dann die kleine Empore hinauf. Gleich zwei Männer in leuchtend ultramarinblauen Uniformen mit goldenen Revers und Knöpfen öffneten die doppelflügelige Tür mit einer schnellen Verbeugung und gaben den Blick ins Haus frei.

Das Innere des Gebäudes war tatsächlich noch ausladender gestaltet als seine Fassade: italienischer Marmor zu meinen Füßen, venezianische Spiegel an den Wänden und prunkvolle, kitschige Kronleuchter an der Decke, in denen Hunderte Kerzen brannten – keine Glühbirnen, sondern echte Kerzen. Ein weiterer Mann in blauer Uniform trat hinter einem Vorhang hervor, nahm mir meinen Mantel so elegant ab, dass ich kaum eine Berührung spürte, und verschwand dann so schnell wieder, wie er gekommen war.

»Principessa, welch wunderbaren Anblick Ihr wieder abgibt.«

Auf einem wackligen Stuhl saß mitten in der Eingangshalle ein alter Mann mit einem schwarzen Rollkragenpullover, der seine besten Tage lange hinter sich

hatte – das galt für Stuhl und Mann. Sein Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen, das graue Haar aber akkurat mit Pomade gescheitelt und glatt gestrichen. Er strahlte trotz seines gebrechlichen Aussehens Strenge und Dominanz aus, während mich seine so vertrauten dunklen Augen hinter der schmalen Brille herzlich anlächelten.

»Ach, Domenico, wenn ich nur zwei- bis fünfhundert Jahre älter wäre. Immer nur Komplimente von Ihnen«, sagte ich schmunzelnd.

»Es fällt mir nicht schwer.« Der alte Mann lächelte zurück.

Man sah es ihm zwar nicht an, aber Domenico war die letzte Hürde, um ins Haus zu gelangen. Er war von den Sieben zu einem der Torwächter gemacht worden, und das schon vor sehr, sehr langer Zeit. Er war nicht nur der Herr über die Tür *dieses* Hauses, sondern auch der Herr über das Tor ins Dunkel. Jede einzelne eingesammelte Seele in einem weiten Umkreis musste von ihm akzeptiert werden, damit sie passieren konnte. Ohne ihn war das Torhaus kein Torhaus.

»Und? Wie ist die Stimmung heute?«, fragte ich, während ich in einem der goldenen Wandspiegel noch einmal mein Äußeres kontrollierte. Ich sah dunkelbraune, beinahe schwarze Locken bis über die Schultern und ein Gesicht, das mehr dem eines Rehs als dem einer italienischen Rasselady glich. Ich war wirklich nicht hässlich und wollte mich nicht beschweren, aber ich hatte das Gefühl, dass alle um mich herum – besonders hier im Haus – hundertmal schöner, langbeiniger, vollbusiger und vor allem stilvoller waren.

»Wie jede Nacht, Principessa.«

»Unausstehlich? Abgehoben? Ekelhaft?«, fragte ich und wandte mich ihm wieder zu.

»Noch schlimmer«, antwortete er und starrte mit seinen trüben Augen durch mich hindurch.

Ich lachte leise auf. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass er der Einzige war, der mich ansatzweise verstand, aber wahrscheinlich saß er einfach nur schon zu lange auf diesem Stuhl und hatte sehr viele von uns kommen und gehen sehen.

»Dann machen *Sie* sich zumindest einen netten Abend, Domenico.«

»Wie jeden Abend, Principessa«, antwortete er, bevor ich mich wieder in Bewegung setzte und auf die Treppe zuhielt, die am Ende des Atriums in die Tiefe und damit in die Welt führte, die ich in den letzten Monaten abgrundtief zu hassen gelernt hatte.

Ich stieg die Treppenstufen hinab, und es dauerte eine ganze Weile, bis sich der schmale Schacht auf halber Strecke in die Breite öffnete und nahtlos in einen kreisrunden Saal übergang, der sich wie ein Amphitheater weiter hinab erstreckte. Die Stufen der Treppe wurden breiter und breiter, bis sie schließlich zu großen Terrassen wurden. Im Zentrum und zugleich der untersten Ebene des Amphitheaters standen Dutzende Schreibtische, an denen Männer und Frauen in eleganter Businesskleidung saßen. Nur einige wenige Tische waren verwaist.

Dort unten befand sich die gesamte Administration der Torstadt, die wie die kirchlichen Diözesen Dreh- und Angelpunkt einer ganzen Region war. In unserem Fall war das Torhaus in Köln für die gleiche Region zuständig, die auch das Erzbistum Köln abdeckte, und das bedeutete manchmal wirklich unerträglich weite Wege, um irgendeine dahergelaufene Seele einzusammeln, die zu dämlich gewesen war, den heranrasenden Bus zu bemerken.

Smartphone, Straße, Bus, tot – so schnell konnte das gehen. Und dann kamen wir ins Spiel, führen zu jenen hinaus, die zum Zeitpunkt ihres Todes zu viele schlechte Taten auf dem Konto hatten, sammelten ihre Seelen ein und überführten sie in das Dunkel.

Allerdings wurde im Haus nicht nur gearbeitet, denn auf allen anderen Ebenen oberhalb der Administration waren elegante Sitzgruppen aus tiefroten Ohrensesseln, Stühlen aus den unterschiedlichsten Epochen der letzten Jahrhunderte und Biedermeiersofas geschmackvoll arrangiert worden. Der Boden bestand aus poliertem, beinahe schwarzem Ebenholz, und die Wände waren mit purpurfarbenem Samt verkleidet, sodass das Theater mit seinem schummrigen Licht und einem drückenden Parfümduft einer absolut seltsamen Mischung aus englischem Club, Moulin Rouge und Zirkuszelt glich.

»Catalea.«

Es war eine junge Frau, die mich zuerst entdeckte und natürlich sofort reagierte. Ich glaube, sie hieß Emile oder Carla oder vielleicht auch Geraldine. Wie auch immer ihr Name war, sie deutete einen Knicks an, während ich versuchte, möglichst stilvoll einige Ebenen herabzusteigen. Natürlich scheiterte ich – was auch sonst?

Ich setzte ein unverbindliches Lächeln auf, nickte nur freundlich und rauschte an ihr vorbei. Aber es passierte natürlich, was passieren musste: Obwohl aus dem großen goldenen Grammophon auf der untersten Ebene verzerrte klassische Musik das gesamte Theater beschallte, verbreitete sich mein Name wie ein Lauffeuer unter den anwesenden Personen. Immer mehr Augenpaare richteten sich auf mich, die Anwesenden hielten in der Bewegung inne, musterten mich kurz, nickten mir zu oder hoben die Hand zum Gruß.

»Catalea.«

»Hallo, guten Abend, Catalea!«

»Catalea ist da.«

Einige von den Augenpaaren, die mich anstarrten, kannte ich, andere hatte ich noch nie gesehen: Männer in eleganten und unbezahlbaren Designeranzügen, Frauen in wunderschönen Kleidern und Röcken und auf Absätzen, die selbst Supermodels das Fürchten gelehrt hätten, und ein

paar Gestalten, die außerhalb der Skala rangierten. Sie alle hatten die Eleganz von der Pike auf eingepugelt bekommen und lebten sie jetzt in absoluter Perfektion. Jedes Lächeln war glamourös, die gesamte Körperhaltung aufrecht und jede Bewegung kontrolliert.

Auch ich war mein ganzes Leben lang darauf vorbereitet worden. Ich hatte immer gewusst, dass Augenblicke wie diese auf mich zukommen würden, aber schon als ich diesen Ort zum ersten Mal betreten hatte, war mir sofort klar gewesen, dass es sich hier um eine ganz andere Liga handelte. Selbst die Royals dieser Welt kämen sich in dieser Umgebung underdressed und unkultiviert vor. Und obwohl ich beinahe täglich hier war, lösten diese Situationen noch immer Unbehagen in mir aus.

Aus diesem Grund hasste ich es, hier sein zu müssen. Ich hasste es, die Tochter meines Vaters zu sein, die Tochter des Vorstandes, der die Geschicke der Firma seit langer Zeit lenkte, der Herr über alle hier Anwesenden war und der über jeden hier verfügen konnte, wie es ihm passte. Ich hasste es, die Tochter des Mannes zu sein, der Häuser wie dieses auf der ganzen Welt gebaut hatte, der sie mit Prunk und Protz bis unter die Decke vollgestopft hatte, der dafür gesorgt hatte, dass der Klerus sich nicht in diesen Teil der Stadt wagte, sondern sich von uns fernhielt. Ich war die Tochter des Mannes, der mehr Tote gesehen hatte als alle Bestatter der Welt zusammen.

Der Preis, den ich zahlte, war, dass ich nicht normal sein durfte, dass ich wusste, dass es mehr gab als diese eine Welt. Das war mein Tribut: die Gewissheit meiner Herkunft, einfach nur zu wissen, wer ich war.

Die Tochter des Teufels.

3

»Haben Sie einen Wunsch, Principessa?« Ich schrie auf und zuckte so heftig zusammen, dass die blonde Kellnerin, die plötzlich neben mir auftauchte, den Kopf erschrocken einzog. Im Gegensatz zu offenbar allen anderen Gästen des Hauses waren meine Antennen für das Unerwartete grauenvoll schlecht – jeder konnte sich an mich anschleichen, ohne dass ich es merkte.

»Himmel, verdammt! Warum müsst ihr eigentlich immer aus dem Nichts auftauchen?« Ich fasste mir an die Brust und atmete wohl ziemlich ungalant tief durch, denn sie verzog kurz das Gesicht zu einer mitleidigen Miene.

Es war immer das Gleiche: Während die anderen Anwesenden an ihrem Stolz und ihrer Eleganz erstickten, verhielt ich mich wie ein Proletenmädchen, das man aus Versehen in zu teure Klamotten gesteckt hatte. Wobei das ja auch mehr oder weniger der Wahrheit entsprach.

»Verzeihen Sie bitte, Principessa«, antwortete die Blondine kleinlaut und trat noch einen weiteren Schritt zurück. Sie hatte ihre Haare zu einem straffen Zopf gebunden und trug über der hochgeschlossenen schwarzen Bluse eine leuchtend blaue Weste, ähnlich der Uniform, die auch die Männer im Atrium trugen. Sie alle waren Vadumanten im Dienste der Allgemeinheit, die genau wussten, für wen sie arbeiteten. Sie wurden in langen Auswahlprozessen für ihre Tätigkeiten ausgesucht und fürstlich dafür bezahlt, dass sie ihrer Arbeit nicht nur mit dem erforderlichen Elan nachgingen, sondern auch unter keinen Umständen und mit absolut niemandem darüber sprachen. Ich war mir allerdings sicher, dass auch noch

andere Sicherheitsvorkehrungen getroffen und sie mit irgendwelchen Bannen belegt wurden.

»Also dann ... irgendeinen Rotwein.«

»Wir haben ...«

»Mir egal. Irgendeinen, der wenig nach Rotwein schmeckt, bitte.«

Ich hasste Rotwein. Aber hier tranken nun einmal alle Rotwein - immerzu. Rotwein und Absinth - noch ein Getränk, das absolut niemandem auf der ganzen Welt, weder im Diesseits noch im Jenseits, schmecken konnte. Man hatte mir anfangs deutlich zu verstehen gegeben, dass es ratsam war, sich nicht zu sehr von der Masse abzuheben und vorerst nicht anzuecken. Ich hatte mir das zu Herzen genommen, denn ich wollte möglichst unsichtbar bleiben und in der Masse verschwinden.

Ich hätte natürlich einfach ganz auf den Wein verzichten können, hatte aber irgendwann gemerkt, dass das ein oder andere Glas Wein einen Abend im Haus durchaus erträglicher machte.

Ich wurde in eine Welt geboren, die ihr vielleicht nicht versteht, die ihr zwar kennt, von der ihr aber nicht wusstet, dass sie tatsächlich existiert. Mein Name ist Catalea Morgenstern, und mein Vater ist der Teufel. Und das sage ich nicht, weil er ein mieses Arschloch ist - obwohl das natürlich stimmt. Nein, er ist der verdammte Teufel himself.

Warum gingen Menschen in Kirchen und glaubten an Gott, kamen aber nicht einmal auf die Idee, dass es außerhalb des Lichts auch noch Schatten geben könnte? Wie viele Menschen sagten, dass sie zwar an etwas Göttliches glaubten, der Teufel aber nun wirklich zu viel des Guten war?

Ich sage es euch: Es gibt da draußen einen extrem großen Schatten, in dessen Dunkelheit verdammt viel passiert.

Mein Vater ist einer von sieben, die vor langer Zeit das Licht verlassen haben und in das Dunkel gegangen sind. Nun ist der Tod der Menschen unser Geschäft. Früher nannten wir es Fegefeuer, Unterwelt, Schattenreich, Inferno oder einfach nur Hölle, heute nennen wir es »die Firma«. Das Business ist allerdings das Gleiche geblieben: Wir holen uns die Seelen der Verstorbenen.

Ihr kennt die Geschichte doch – die guten Jungs gehen in das Licht, die bösen in das Dunkel. Die Kirche kümmert sich um die eine Hälfte, die Firma um die andere. Schließlich müssen alle Seelen das Diesseits verlassen, nur die Richtung kann unterschiedlich sein. Entweder gibt es eine Fahrkarte nach oben oder zu uns, nach unten.

Bei mittlerweile fast acht Milliarden Menschen auf der Welt hat sich dieses Geschäft zu einer ziemlichen Mammutaufgabe entwickelt – besonders weil die Mehrheit nicht mehr ins Licht geht. Es ist voll geworden im Dunkel in Zeiten von Kriegen, Flüchtlingskrisen, Fremdenhass und geldgierigen Investmentbankern. Letztere landen übrigens besonders häufig auf unseren Schreibtischen, weil sie sich gern das Leben nehmen, und das sind die wirklich verdammt ekligen Fälle – ganz abgesehen davon, dass Selbstmord natürlich eine Todsünde ist.

Jede Familie hat ihre Leiche im Keller, aber im Keller meiner abgefuckten Familie sah es schlimmer aus als in jedem Massengrab.

Zwar gab es am Eingang eine Klingel, deren Knopf man einmal um die eigene Achse drehen musste, aber er würde den Teufel tun, sie zu benutzen. Ihm wurde die Tür wie selbstverständlich vom Doorman geöffnet, dessen Cutaway, ein dunkler Frack, immer makellos glänzte und nicht eine einzige Falte besaß. Das schätzte er an diesem Laden: die gnadenlos akkurate und bis ins Detail durchdachte Präzision in jederlei Hinsicht.

Kaum, dass sich die Tür geöffnet hatte, wurde er von einer trotz ihrer einfachen Natur bezaubernden Bardame, die ein dunkles Kostüm mit einer eleganten Brosche trug, in Empfang genommen und an seinen Platz geführt – einem mit feinstem Leder gepolsterten Barstuhl am äußersten linken Rand der Bar. Das schwere Mahagoniholz des Tresens erstreckte sich in einem leichten Bogen von der Eingangstür bis hin zu seinem Platz, wo ein kunstvoll geschnitzter Sockel den Abschluss bildete.

Der Barraum selbst war bis in die letzte Ecke mit edlen Stoffen ausgestattet. Die Fenster waren mit schweren Vorhängen verhangen, rote Lampenschirme dämpften das Licht, und im gesamten Raum hing der schwere Duft von Moschus und üppigen Blumensträußen, die in großen Vasen in jeder Ecke des Raumes standen und sich scheinbar gegenseitig zu übertrumpfen versuchten.

Es war nicht allzu viel los an diesem Abend. Doch selbst wenn – sein Platz wäre frei gewesen, denn er war immer frei, wenn er kam, ebenso wie der daneben, das war ein Gesetz.

Die anderen Gäste ließen ihn in Ruhe und wurden von der Bardame falls nötig mit ihrer lieblichen Stimme freundlich, aber bestimmt drauf hingewiesen, ihn nicht zu belästigen. Er schätzte diesen Service und die Diskretion außerordentlich, allerdings bezahlte er schließlich mehr als ein kleines Vermögen dafür.

Aber auch wenn er das nicht getan hätte, der Service nur halb so gut gewesen wäre und die Bardame ihn nicht hofiert hätte, wagten die meisten Gäste es ohnehin nicht, ihn anzusehen oder ihm gar in die Augen zu blicken. Selbst so plumpe Wesen wie diese einfachen Vadumanten besaßen einen Hauch von Überlebensinstinkt und würden auch einem Jaguar nicht zu nahe kommen, weil er einen im nächsten Augenblick zerfleischen könnte.

Er nahm völlig lautlos Platz. Während die anderen Stühle laut ächzten und regelmäßig von ihrem Alter

erzählten, gab seiner nie ein Geräusch von sich. Seinen dunklen Wollmantel zog er niemals aus, nur seinen Hut nahm er nun vom Kopf und platzierte ihn auf dem Stuhl neben sich.

Es dauerte nicht lange, bis der Bartender eine kleine, fein bemalte Keramikfliese vor ihn legte und ein Kristallglas darauf abstellte. Die Flüssigkeit in seinem Inneren war pechscharf – ein wunderbar samtene Nachtschwarz, das im Glas noch in Bewegung war. Der Rapsallion war ein für menschliche Verhältnisse recht alter Drink, für den er seine Vorliebe vor vielleicht siebzig oder achtzig Jahren entdeckt hatte. Während andere schnell begannen zu husten, wenn sie sich die hochprozentige Mischung aus Absinth, Whiskey und Sherry in die Kehle gossen, war dies einer der wenigen Drinks, die er überhaupt noch schmecken konnte.

Dieser Abend war etwas ganz Besonderes, denn zum ersten Mal würde er heute eine andere Person neben sich dulden.

Ein kurzer Blick auf seine goldene Taschenuhr verriet ihm, dass er noch eine halbe Stunde Zeit hatte, bis sein Gast eintreffen würde – ausreichend Zeit, um eine kubanische Zigarre zu rauchen.

Es war erstaunlich, aber wenn man ein Glas Rotwein in einem Zug leerte, schmeckte es gar nicht mehr so schlecht.

»Catalea.« Beim Klang der süßlichen Stimme erstarrte ich und blieb stocksteif stehen. Rotwein und Absinth waren die eine Sache, die blasierten Todeshändler in ihren Designerkleidern eine andere, aber die Person, der diese Stimme gehörte, war der Super-GAU eines jeden Abends. »Wie wundervoll, dich zu sehen, meine Liebste.«

Ich drehte mich nur langsam um und schraubte dabei ein gezwungenes Lächeln in mein Gesicht, von dem ich hoffte, dass es ansatzweise ernst gemeint wirkte.

Und da stand sie direkt vor mir, die bezaubernde Evangelista Scaletto, ein Wesen, das nur aus Beinen und Dekolleté zu bestehen schien, unnatürlich schön mit dem Charme einer Königin. Sie trug ein Cocktailkleid von irgendeinem Designerlabel, das mehr wie ein Schal aussah, den sie sich notdürftig um den Körper geschlungen hatte. An ihrem Hals trug sie an einer Kette den wahrscheinlich größten Edelstein, den ich jemals gesehen hatte. Sie stellte ihn ständig und überall zur Schau und erzählte jedem Hunderte Male, wie absolut sündhaft teuer und unbezahlbar dieser Brillant gewesen sei. Er sei so teuer, dass ausschließlich ihre Familie dazu imstande sei, ihn zu kaufen, und sonst absolut niemand. Ihre blonden Haare waren reichlich mit Extensions unterfüttert. Das stritt sie zwar ab, aber mir war mal eine Klebestelle aufgefallen, die alles verraten hatte. Diese Frau war eben doch nur ein zusammengebasteltes Kunstwerk, immer darauf bedacht, die Perfektion in Person zu sein.

Ihre winzig kleinen, zierlichen und perfekten Füße steckten in noch perfekteren Schuhen von Salvatore Ferragamo, die ebenfalls ein Vermögen gekostet hatten. Das wusste ich, weil ich sie mir ungefähr zweiundsiebzigmal beim Onlinehändler meines Vertrauens angeguckt, geseufzt und sie dann wieder weggeklickt hatte. Wie gesagt, es war eine Sache, sie zu besitzen, darauf zu laufen eine völlig andere.

»Evangelista ...« Mehr brachte ich nicht heraus, denn mir fiel nichts anderes ein als »Wie unschön dich zu sehen«. Ich war schon immer eine grauenvolle Lügnerin gewesen.

Wie üblich hatte Evangelista ihr Gefolge dabei: eine pummlige und eine abgemagerte Freundin, die ich in Gedanken nur ein einziges Mal »Dick und Doof« genannt hatte. Seitdem kam ich aber nicht mehr davon weg.

»Man erzählt sich, dass du noch immer Schwierigkeiten mit deiner Arbeit hast«, säuselte sie und legte den Kopf auf

die Seite, während sie mich musterte. »Du bist eben einfach noch sehr ungeübt. Falls du Hilfe benötigst, bin ich selbstverständlich bereit, dir ein paar Tipps zu geben. Mein Haus gilt gerade schließlich als das erfolgreichste.«

»Ach, wie liebenswürdig. Das ist wirklich ganz reizend von dir, Evangelista. Mein Haus ist übrigens das, welches die Firma leitet«, antwortete ich und hoffte inständig, dass die Botschaft bei ihr ankam: Halt bitte deine Klappe, dreh dich um und verschwinde.

Doch sie lächelte einfach weiter und legte den Kopf auf die andere Seite. »Valeria kann dir gern noch mal die Grundlagen erklären«, sagte sie jetzt und deutete auf Doof, die unter ihren mit Kajal nachgezogenen Augenbrauen gerade die »Arrogant schauen in drei Schritten«-Prüfung ablegte.

»Vielen Dank, aber mein Bruder hat mir bereits alles erklärt, und sollte ich noch Fragen haben, werde ich mich einfach wieder an ihn wenden. Ihr wisst ja bestimmt, dass ich Augusto meine«, schwadronierte ich, mittlerweile aber ebenfalls mit einem zuckersüßen Lächeln. Wahrscheinlich war es der schönste Moment des Abends, als Evangelistas Augenlid bedrohlich zu zucken begann.

Auch wenn sie natürlich so tat, als wäre es nicht so, so wusste ich doch, dass sie unsterblich in meinen Bruder Augusto verknallt war. Wahrscheinlich hatte sie in ihrem Tagebuch seinen Namen mit Herzchen eingekringelt und Bilder von ihm zu kitschigen Collagen zusammengeklebt. Das alles höchstwahrscheinlich nicht nur, weil er genau ihr Typ war, sondern vielmehr, weil er der Erbe des Hauses Morgenstern war. Bei einer Heirat würden sich die Chancen auf die Führungsrolle des Hauses Scaletto auf einen Schlag verdoppeln, und Evangelista würde innerhalb kürzester Zeit in der Thronfolge aufsteigen.

Ich unterstellte Augusto allerdings so viel Intellekt, dass er das selbstverständlich erkennen und sie niemals an sich heranlassen würde. Falls doch, würde ich sie einfach um

die Ecke bringen – das würde mich nicht viel Überwindung kosten.

»Wie schön«, presste sie jetzt hervor, lächelte aber weiterhin freundlich. »Ich wünsche dir noch einen wunderbaren Abend. Vielleicht schaffst du es ja heute, eine Seele fehlerfrei zu transferieren«, zischte sie und machte auf dem Absatz kehrt. Mit Dick und Doof im Schlepptau stakste sie auf den Schuhen, die eigentlich mir gehören sollten, davon.

Leider war es tatsächlich so, dass meine Fähigkeiten nicht gerade ausufernde Bewunderung auslösten. Ich war Anfängerin in meinem Job, machte ihn erst seit Kurzem, und hin und wieder passierten mir eben noch Fehler.

»Darf ich servieren?« Schon wieder hatte die vadumantische Kellnerin sich angeschlichen und stand nun direkt neben mir. Dieses Mal hatte sie aber etwas Abstand gehalten und reichte mir ein mit Rotwein gefülltes Glas.

»Ja, vielen Dank.« Ich nahm das Glas entgegen und stellte es auf einem der Beistelltische ab, während ich mich auf einem dunkelroten Sofa niederließ.

»Du hasst Rotwein.« Ich hatte wirklich Mühe, ein erneutes Kreischen zu unterdrücken, angesichts der Tatsache, dass schon wieder eine Stimme direkt neben meinem Ohr aus dem Nichts gekommen war.

Die dazugehörige Person war mindestens genauso schön wie Evangelista Scaletto, hatte mindestens genauso lange Beine und genauso wunderschönes Haar, war aber um das Hundertfache intelligenter. Mia gab definitiv die bessere Frau ab, hatte dafür aber ein kleines Defizit in Sachen Eleganz, Kultiviertheit und grundsätzlichen Umgangsformen. Sie war ganz offensichtlich meine Schwester.

»Du sollst damit aufhören, du Wahnsinnige! Irgendwann wird jemand dich versehentlich umbringen, weil du das immer machst«, fauchte ich.